

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 191.

Posen, den 22. August 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

Richter Maxell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.
10. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Trau-Allen-Chancen Anderson, mein Burische, du wirst dir jetzt eine Chance suchen müssen,“ murmelte er vor sich hin und schob den Brief uneröffnet beiseite. Dann nahm er den Lunch in seinem Klub, sandte ein kurzes Antwortschreiben an Maxell und kehrte um zwei Uhr nachmittags in sein Büro zurück. Sein Sekretär sagte ihm, daß im Privatbüro ein Mann auf ihn warte. Cartwright zögerte, die Hand am Türgriff. Dann ging er, die Zähne zusammenbeißend, hinein.

Der Fremde stand auf.

„Sie sind Herr Alfred Cartwright?“

„So heiße ich,“ erwiderte Cartwright.

„Ich bin Inspektor Guilbry von der Polizei und soll Sie in Haft nehmen wegen Vergehens gegen das Handelsgesetz, ferner ist Anklage wegen Betruges gegen Sie erhoben.“

Cartwright lachte nur:

„Gehen Sie voraus,“ sagte er.

Während der Wochen, die der Gerichtsverhandlung vorangingen, war Cartwrights Herz von warmer Dankbarkeit gegen seinen ehemaligen Freund erfüllt. Als sein Verteidiger ihm erzählte, daß Richter Maxell seinen Fall untersuchen würde, da zweifelte er nicht, daß Maxell sich große Mühe gegeben haben müsse, um zum Richter beim Kriminalgericht ernannt zu werden. Wie das Maxell wieder ähnlich sah — diesem seltsamen, feierlichen Stod — und wie treu das war.

Cartwright hatte für Maxell ein Gefühl wie niemals vorher. Zuerst hatte er die Unannehmlichkeiten gefürchtet, die Maxell durch die Untersuchung eines Falles haben könnte, in den ein früherer Freund verwickelt war. Und er hatte sogar gehofft, daß der neue Richter mit dieser Verhandlung nichts zu tun haben würde. Er zweifelte nicht daran, daß Maxell an seinem Strang ziehen werde, und er wußte, daß man durch kluge Beeinflussung viel erreichen konnte.

Die Anklage gegen ihn war schwer. Er hatte selbst nicht gewußt, wie schwer sie war, bis er beim Friedensrichter jene achtunggebietende Geschworenenliste gesehen und seine Missetaten in kalter, juristischer Phraseologie ausgedrückt gehört hatte. Aber er verzweifelte noch lange nicht. Brigot war auf dem Wege nach London gewesen, um seiner Zeugenpflicht zu genügen, und auf seiner Reise war ein Zwischenfall eingetreten, der dem Angeklagten zu verheißener Schier, daß die Vorsetzung auf seiner Seite kämpfe. Der Spanier wurde im Zuge nach Calais von einem Schlaganfall getroffen, und die Aerzte befürchteten, daß er sich nicht mehr erholen werde. Nicht daß Brigots Zeugnis unerlässlich gewesen wäre. Es lagen ja ein Brief und zwei Telegramme vor, in denen Brigot abtritt, jemals sein Eigentumsrecht aufgegeben zu haben; und bei Cartwright stand es, zu beweisen, daß er in gutem Glauben gehandelt habe — ein Beweis, der

unmöglich war. Niemand wußte es besser, als Cartwright. Und immer wieder kehrte er im Geiste zu jener merkwürdig edelmütigen Handlungsweise seines alten Freundes zurück. Er zweifelte keinen Augenblick, daß Maxell die Sache so „gedreht“ hatte, bis der Fall ihm zugewiesen wurde.

Es war an einem strahlenden Maimorgen, als er die Stufen zum Kriminalgericht emporstieg und seinen Platz auf der Anklagebank einnahm. Fast zu gleicher Zeit traten der Richter und der Schariff aus der dahinterliegenden Tür in die offenen, eichenen Gerichtsschranken. Wie gut die Richterrobe Maxell steht, dachte Cartwright. Er verbeugte sich leicht und erhielt einen ebenso leichten Gruß als Erwidierung. Maxell sah blaß aus. Sein Gesicht war eingefallen, und seine Worte sowie seine Augen verrieten Entschlossenheit.

„Ehe ich die Verhandlung eröffne,“ begann er, „möchte ich die Aufmerksamkeit auf eine Behauptung lenken, die heute morgen in einer Zeitung erschienen ist, nämlich: daß ich mit dem Angeklagten in geschäftlichen Beziehungen gestanden hätte, und daß ich auf irgend eine Weise, direkt oder indirekt, sei es als Aktionär oder als Mitbegründer, bei der Gesellschaftsgründung beteiligt gewesen wäre, die den Gegenstand der heutigen Anklage bildet. Ich möchte diese Behauptung mit aller Entschiedenheit zurückweisen.“

Er sprach deutlich und langsam und sah dem Angeklagten gerade in die Augen, und Cartwright nickte.

„Ich kann der Erklärung Eurer Lordschaft nur beipflichten. Eure Lordschaft hat mit mir weder in Geschäftsverbindung gestanden, noch irgend welche Transaktionen mit mir unternommen.“

Das war eine kleine Sensation, die den Abendzeitungen eine dicke Schlagzeile verschaffte. Das Verfahren begann. Es war nicht besonders verwickelt, und es waren nur wenige, aber wesentliche Zeugen: Geschäftsleute, die das Syndikat subskribiert oder doch versprochen hatten, es zu subskribieren. Auch Herr Salomon war da, um einen Bericht über seinen geschäftlichen Verkehr mit dem Angeklagten abzulegen. Aber das Schlimmste war eine eidesstattliche Versicherung, die Brigot vor einem englischen Anwalt, einem vereidigten Notar, abgegeben hatte. Und zwar eine Erklärung, die nur durch einen schriftlichen Beweis, den der Angeklagte beizubringen hatte, widerlegt werden konnte.

Cartwright hörte den Zeugenausagen ohne Beunruhigung zu. Er wußte, daß die Rede seines Verteidigers, die dieser mit solcher Kraftanstrengung hielt, fast schon ein Schuldbekenntnis und eine Bitte um Milde war. Das letzte Wort gehörte dem Richter. Der Spruch mußte selbstverständlich auf „schuldig“ lauten. Aber als sein Verteidiger um geringe Strafe bat, glaubte er in den Augen des Richters einem verständnisvollen Blick zu begegnen.

Das Brandmal der Gefängnisstrafe scheute Cartwright nicht allzu sehr. Er war zu lange auf dem schmalen Grenzpfad des Unerlaubten gewandelt, er hatte Vorurteil und Strafe zu scharf gegeneinander abgewogen, um sich wegen so flüchtiger Begriffe, wie es die „Ehre“ war, zu beunruhigen. Sein Finanzsystem wurde nunmehr begutachtet; dann wurde auf einige kleinere Anschuldigungen wegen seiner Verwaltung des Grund-

vermögens eingegangen. Es war schon spät am Abend, als der Richter seine zusammenfassende Rede begann.

Er hielt dem Gerichtshof eine klare, wenn auch herkömmliche Ansprache. Natürlich, dachte Cartwright, er kann ja nichts anderes tun, als die Aufmerksamkeit auf die schweren Beschuldigungen, auf die betrogenen Hoffnungen und auf den Aktienwindel zu lenken. Im ganzen aber verminderte diese Rede das tröstliche Gefühl durchaus nicht, daß das Schlimmste, das ihn erwartete, ein paar Monate Gefängnis seien. Danach würde er unter fremdem Namen ins Ausland verschwinden. Er zweifelte nicht an seiner Fähigkeit, wieder zu Geld zu kommen. Die Rede war beendet, und die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück. Zwanzig Minuten blieben sie fort, und als sie zurückkamen, wußte man im voraus, wie die Entscheidung lauten würde.

„Halten Sie den Verhafteten auf der Anklagebank für schuldig oder für nichtschuldig?“

„Schuldig.“ war die Antwort.

„Ist das Ihr einstimmiges Urteil?“

„Ja!“

Herr Richter Marell überlas einige Notizen, dann schloß er das kleine Heft, in das er hineingesehen hatte und erhob sich:

„Die Anklage gegen Alfred Cartwright ist die schwerste, die man gegen einen Geschäftsmann erheben kann. Der Spruch der Geschworenen lautet auf schuldig, und ich muß sagen, daß ich diesem Spruch nur beistimmen kann. Ich stehe auf diesem Platze —“ seine Stimme zitterte ein wenig, „— um Recht zu sprechen. Ich muß tun, was in meinen Kräften steht, um die Reinheit des Handelsstandes und die Unantastbarkeit der englischen Handelsehre zu bewahren.“

Cartwright wartete auf ein „aber“ — es kam jedoch nicht.

„Ungeachtet der Schwere des Betruges und der Unregelmäßigkeiten, die der Angeklagte begangen hat, mit zynischer Mißachtung für das Glück und das Wohlergehen derjenigen Leute, deren Interessen die seinen hätten sein sollen, kann ich nicht anders, als ein Urteil fällen, das allen Übeltätern zur Warnung dienen soll.“

Cartwright riß den Mund auf und krallte sich in das Gitter der Anklagebank.

„Sie, Alfred Cartwright,“ sagte Marell und sah ihm wieder gerade in die Augen, „werden zu einer Zuchthausstrafe von zwanzig Jahren verurteilt.“

Cartwright schluckte etwas hinunter. Dann lehnte er sich über das Gitter der Anklagebank.

„Du Schurke!“ leuchtete er heiser, dann zogen die Wärter ihn fort.

Zwei Tage später gab es eine neue Sensation. Die Zeitungen meldeten, daß Herr Richter Marell krankheits halber gezwungen worden sei, von dem Richteramt zurückzutreten, und daß seine Majestät geruht habe, dem Ex-Richter die Freiherrnwürde des Königreiches zu verleihen.

VIII.

Ungefähr neun Jahre nach den im vorigen Kapitel erzählten Ereignissen, erfuhr eine ziemlich gescheite, junge Schauspielerin, die zum Film übergegangen war, eine der vielen Enttäuschungen, die einen Teil ihres Lebens ausmachten. In mancher Hinsicht war diese Enttäuschung bitterer als die früher erlebten, weil sie so bestimmt auf Erfolg gerechnet hatte.

Wenn sie in dieser neuen Tragödie noch etwas Genuß zu finden vermochte, so erwuchs diese aus der Tatsache, daß die Schuld nicht nur an ihr lag. Ein unparteiischer Beurteiler hätte sie sogar tatsächlich von jeder Verantwortung freisprechen müssen.

In diesem besonderen Augenblick jedenfalls betrachtete sie sich als Märtyrerin der mittelmäßigen Literatur — und dies nicht ohne Grund.

Als die Westminster Film-Compagnie in den letzten Zügen lag, da entschloß sich Herr Willi Ellsberger, Vorsitzender und Hauptleidtragender, alles auf eine Karte zu setzen. Das Schauspiel, das man wählte, war von

keiner großen Bedeutung, denn es wurde von Willi mit Hilfe seines Kellamefachmannes selbst geschrieben. Es enthielt jedenfalls sämtlichen Kitsch, der jemals in sämtlichen Filmwerken der Welt vorgekommen war, und in und aus jeder atemberaubenden Situation rauschte Sadie O'Grady, die wunderbarste, reizvollste, höchstbezahlte Schauspielerin, die jemals im Film gezeigt worden war.

Sadie O'Grady war aus Honolulu nach London gekommen, nachdem sie das bedeutende Vermögen ihres Vaters geerbt hatte. Sie kam als neugierige Besucherin in die Ateliers, nur zum Zusehen, und hatte lachend Herrn Ellsbergers erstes Angebot zurückgewiesen, das dieser, berauscht von ihrer Schönheit und der Grazie ihrer Bewegungen, ihr gemacht hatte. Aber schließlich, nach langer Ueberredung, hatte sie eingewilligt, in jenem erstaunlichen Filmwerk „Die Seele von Babylon“ aufzutreten, für eine Gage von 25 000 Pfund Sterling, die an die milden Stiftungen von Honolulu, an denen sie interessiert war, verteilt werden sollten.

„Nein,“ sagte sie zu einem Zeitungsreporter, „dies soll mein erster und letzter Film sein. Die Arbeit macht mir viel Freude, aber sie nimmt zu viel Zeit in Anspruch.“

„Werden Sie nach Honolulu zurückkehren,“ fragte der Reporter.

„Nein,“ erwiderte Miß O'Grady, „ich werde nach Paris gehen. Mein Agent hat für mich das Haus des Herzogs von Montpellier in der Avenue d'Etoile gekauft.“

Eine Woche nach der Fertigstellung des Films wartete Miß O'Grady der Verabredung gemäß auf den Vorsitzenden.

„Na, Sadie,“ sagte dieser Herr, lehnte sich in seinen Sessel zurück und lächelte traurig, „das war eine Mißete!“

„Um Gotteswillen,“ rief Sadie entsetzt.

„Wir haben für einen großen Filmverleiher aus dem Norden gedreht, und der sagt, der Film ist so schlecht, wie er nur sein kann, und das Gute darin ist so offensichtlich gestohlen, daß er das Verbot nicht zu riskieren wagt, das der ersten Vorführung unweigerlich folgen würde. Hat Simmonds Ihnen das letzte Wochenhonorar ausgezahlt?“

„Nein, Herr Ellsberger.“

Ellsberger zuckte die Achseln.

„Das macht mich noch um zwanzig Pfund ärmer.“ Er langte nach seinem Scheidbuch. „Es ist böse für Sie, Sadie, aber es ist noch schlimmer für uns. Für Sie steht es nicht einmal gar so böse aus. Ich habe ein Vermögen ausgegeben, um für Sie Reklame zu machen. Es gibt keinen Menschen in diesem Lande, der nicht von Sadie O'Grady gehört hätte, und —“ fügte er grimmig hinzu, „Sie haben ein größeres Publikum, als ich es erhoffen kann, wenn dieses Geschäft unter den Hammer des Auktionators kommt.“

„Es gibt jetzt also keine Arbeit mehr?“ fragte das Mädchen nach einer Pause.

Herr Ellsberger machte eine Bewegung, als wollte er sagen: „Was soll ich machen?“ Er fügte hinzu:

„Sie werden keine Schwierigkeiten haben, mit Ihrer Figur irgendwo unterzukommen.“

„Besonders, wenn diese Figur zwanzig Pfund pro Woche kostet! Es war dumm von mir, aus Paris wegzugehen. Dort habe ich mich gut gekannt und ich wünschte, ich hätte niemals etwas vom Film gehört.“

Obgleich sie noch jung, hübsch und geschmeidig war, mit einer geraden Nase und einem noch geraderen Mund, machte sie doch keinen Eindruck auf Herrn Ellsberger, der als Geschäftsmann solchen Reizen gegenüber unempfindlich war.

„Warum gehen Sie denn nicht nach Paris zurück?“ fragte er in bedächtigem Tonfall und sah aus dem Fenster. „Vielleicht ist über die Geschichte schon längst Gras gewachsen?“

„Ueber welche Geschichte? Was meinen Sie?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Leuchtturmwächter.

Novelle von Ludwig Maria Kapel.

Wild schäumte es mit schwarzer Flut gegen die morschen Felsen von Selgestadt. Die Geisternacht des sturmbewegten Meeres war über Dorf und Leuchtturm gesunken. Einsam flunxerte das Licht durch die weite Finsternis. Am Turm oben stand der alte Was Jürgen. Seine Augen spähten mühsam in das Unendliche. Spähten ohne Ende, so daß die treue Stummelpfeife zu erklingen drohte. Denn der Sturm wollte voll Wut den Alten ärgern, der seine Hochzeitsnacht mit dem rauschenden Meer belauerte. Aber Was Jürgen kannte das. Er nahm die Pfeife, stopfte sie mit dem Daumen fester und dampfte unbefümmert weiter. Plötzlich spuckte er in kräftigen Bogen in die kalte Höhle da drunten; war das nicht eine Kasete gewesen? Nichts. Er mußte sich getäuscht haben. Ja, ja, seit jener Nacht, da sah und hörte er immer doppelt. Seine Augen wurden sinnend. „Sechundsunddreißig Jahre“, murmelte er. Und das Toben und Heulen riß ihn hinüber in eine Nacht, — vor sechundsunddreißig Jahren.

Der Wächter Jürgen sah in seiner Stube. Er hatte eben die Lampen gefüllt, es drohte eine böse Nacht zu werden. Nun sah er und dachte an Hanne Wilding. Ein sonderbares Mädchen. Niemand unter den Heimalleuten mochte sie recht. Aber Jürgen, der tüchtige Wächter hatte sein Herz an sie verloren. Und sie schien ihm gut. — Es dauerte schon lange zwischen ihnen; aber zum Heiraten wollte es nicht reichen. Nun, heute nacht wird sie zu ihm kommen, zum erstenmal. Jürgen fuhr sich mit der Hand durch die Haare. „Hanne! Ein ganzes Meer erglänzte ihm in diesem Wort. Jürgen sah sich in der Stube um. Alles war an seinem Platz, alles gescheuert und gepuht. Sie konnte kommen. Er stand auf. Nahm den Südwester und trat hinaus. Da hörte er etwas die Steintreppe heraufsteigen. Mit einem Schrei sprang er ihr entgegen: „Hanne!“ — Sie lag an seiner Brust. Die trockige, hochgewachsene Hanne. Er führte sie hinauf. Die Lampe hellte dredsam die schmale Kammer.

„Jürgen, wie bin ich gelaufen!“ —
„Dast's so eilig gehabt?“ lachte er und zog sie auf die Bank neben sich.

„Du, Jürgen, mein reicher Onkel soll kommen. Mit'n Segelboot.“ —

„Wird schlechte Fahrt haben, doch — was kümmert's uns?“ Er preßte sie an sich und trank die Sehnacht seiner reifen Jahre von ihren Lippen. Aber Hanne machte sich los:

„Weißt, er hat nicht Weib noch Kind.“ —

„Wer?“ lachte Jürgen, „was träumst?“ —

„Mein Onkel!“ —

„Daß mich in Ruh'!“ — Jürgen faßte ihre blonden Haare und vergab seine heißen Wangen darein. Und Hanne gab ihm die Seligkeit jener Jünglingstage, als sein Herz zuerst erwachte. Die arme Leuchtturmstube ward ein blühender Garten, das Liden der Uhr verstummte, und die Ewigkeit hielt den Atem. —

Hanne richtete sich aus Jürgen's Armen auf. Blühte in die tobende Nacht hinaus. Da fuhr auch Jürgen auf:

„Die Lampen!“ — „Ich muß sie füllen.“ —

„Bleib!“ flüsterte sie. Sie schmiegte sich fester an ihn, drang ihn mit brennender Lust. Stöhnend sank er zurück. — Nicht Leuchtfeuer, nicht Pflicht, alles war vergessen. Die Leidenschaft hüllte ihre Rätselschleier über die beiden Menschen, in ihren Hirnen war es wie Streicheln über rote Seide. — Und draußen heulte der Sturm, gischte die Brandung um die Mauern. Das letzte Licht das Menschenkraft gegen die Armut schloß, schwand dahin und verglomm müde in sich selbst. . .

Ein kalter oder Morgen ließ Jürgen's Seele erzittern. Schwer sank sein Kopf ihm in die Hand. Und ein forschender Blick glitt über Hanne. Sie lag zusammengetauert in seinem Bett, die Seligkeit der Nacht auf der Stirne. Aber um ihren Mund zog eine harte Kälte. — Jürgen ging leise hinaus. Auch die See ruhte nach entfräntigender Nacht müde und schwer. Jürgen stieg zu den Lampen empor. Wollte sie puhen. Sein Blick fiel auf die volle Oellanne. Ein Nervenschlag glitt durch seinen Kopf. Jürgen hatte seine Pflicht versäumt. Er sah. Als Hanne kam, mit einem Lächeln im Blick und um den Mund, sah er sich nicht um. Er ließ sie gehen. Als Schiffer Masen die Nachricht brachte, das Segelboot sei gestrandet, alle Mann ertrunken, wandte er ihm seine leeren Augen zu: „Hanne Wilding ist nun wohl reich, kannst sie heiraten.“ So war die Liebe in ihm erstorben. Nicht nur die Liebe. Alles, alles war versunken in die gähnende Nacht, die Nacht seines Lebens. Durch diese starre Finsternis froh nur ein Schimmer: das Licht der Turmlampe. Das hütelte er, das war sein Gut und Böz. Jürgen wartete; auf die Erlösung. Tagein, tagaus. Wartete mit der Bähigkeit der nordischen Seeleute auf die Tat: ein Schiff zu retten. Doch sicher strahlte das Leuchtfeuer, den Weg über das dunkle Meer. In tobenden Stürmen, in glühendem Mondschein: Jürgen wartete. . .

Wie's heut nur geht, dachte der Alte. Das wirft sich ja ins Dorf hinein. Er hütelte sich fester in den Rod. — Ein Leuchten. Eine Kasete. Was Jürgen fuhr auf. Wieder. Ein Schiff in Not. Hastig stolperte er in die Stube. Kam mit dem Horn wieder. Es schallte und bezwang das Geheul des wahnwitzigen Sturmes. Im Dorfe weckte es. Dann starrten alle auf die Leuchtaabeln

da draußen. Vom Turme klagte das Horn. Jürgen stand wie ein Sieger oben, der Stolz des erfüllten Lebens straffte seinen Körper. Was Jürgen, die Erlösung winkt dir, Was Jürgen, du sollst erwachen! Klingt es nicht so durch das Hahgebräus? Die alten steinernen Augen glühen, die verdorrte Seele grünt. Was Jürgen, die Stunde ist gekommen! Da gibt er die Wache an seinen Schwesterjohn und stampft hinab. Wetterfeste Gestalten stehen beim Bootshaus. Das Wetter ist zu schlimm. Der Alte kommt. Sein rauher Ruf kreischt über den Strand. Da paden sie an. Das Boot tanzt im Wasser. Männer des Kampfes springen und klettern hinein. Was Jürgen voran. Die Riemen klatschen ins Wellengeschäum. Am Turme brennt die Lampe. . .

Gestalten, die in Nichts zerfließen, Gebirge mit geklüfteten Schluchten. Sechs Männer mitten darin. Dort leuchtet es. Das Schiff. Der Tod schlägt seinen nassen Mantel darüber. — Ein Seil sucht den Weg durch die Nacht. Umsonst. Ein zweitesmal. Was Jürgen faßt es. Näher. Die Rettung kommt. Die springenden Wasser drohen das Boot am Schiff zu zerschellen. Die Kraft des äußersten Lebenswillens klammert sich mit großadrigem Hand um die Ruder. Am Schiff stehen verlorene Menschen. Krachend bordet das Boot ans Schiff. Und im Mut der verzweifelden Hoffnung schwingen sich die Menschen über den Tod ins Boot. Die Rettung. Zuletzt ein Weib mit grauen, flatternden Haaren. Es schien, als wollte sie bleiben. Dann trieb sie das Grauen der Menschenferne den anderen nach. Was Jürgen fing sie auf. — Da entgeisterten seine Augen. Er sah in zwei brennende Sterne, die seine Seele gemordet, er sah in ein zerfurchtes Antlitz, das den Fluch seines Schicksals trug. Seine Hände wurden steif. — Ein Wogenriesen schmeiterte das Boot an das Schiff.

Ein Schrei gellte durch das die geisternde Weite des Meeres. Zwei Menschen versanken. . .

Johannes Heinrich Braach:

Früher Herbst.

Schon wieder Stoppelfelder,
Schon wieder gelbe Wälder,
Wie schnell der Sommer schied.
Vorbegehuscht, geflogen,
Grad wie ein Spiel von Wagen
Und wie ein kurzes Lied.

Grad wie ein Lied vom Lieben.
Das Sturm uns zugetrieben
Und Sturm vermehrt, geraubt,
Da es uns kaum umfängen,
Und wir mit frohem Vangen
Ihm kaum vertraut, geglaubt.

Bald wechselt Blut der Rosen.
Mit stillen Herbstgeitlosen,
Die Nacht wird wieder kalt.
Wir wandern und marschieren,
Gewinnen und verlieren
Und — werden müd und alt.

Nächtliches Intermezzo.

Es ist Sommer, und die Nächte sind warm und hellblau. . .

Eines Abends bemerkten Vorübergehende in einem Drogen-geschäft an der Drottninggaten einen Lichtschein, der wie von einer Blendlaterne herkam. Da die Uhr auf zwölf ging, schien ihnen dieses Licht auch sonst verdächtig, und sie benachrichtigten die Polizei. Das Ueberfallkommando in Gestalt von zwei Konstablern erschien, ähnlich wie im Kino, und die beiden postierten sich zu beiden Seiten der Ladentür und bereiteten sich darauf vor, die Einbrecher in Empfang zu nehmen. Es sammelten sich einige Zuschauer an, und da es eine warme Sommernacht war, fiel ihnen das Warten auf dieses immerhin nicht alltägliche Schauspiel keineswegs schwer. Nur den Führern der Ordnung wurde die Zeit, obwohl sie an Nichtstun gewöhnt, lang, und der eine von ihnen ging hin (nicht etwa in den Laden), nein, ging in eine Wirtschaft und rief den Besitzer des Drogengeschäftes an.

Dieser war bereits zu Bett, kam aber bald, und begreiflicherweise in einer großen Erregung, stehend im Tagameter angefahren.

Inzwischen hatte sich der Kreis der Zuschauer wiederum um einige vermehrt, und das Erlebnis wurde nunmehr erst richtig spannend.

Der Besitzer schloß auf und trat mutig, begleitet von einem Konstabler, in den Laden.

Nun mußten die Einbrecher ja wohl gleich erscheinen, dachten die Zuschauer. Es dauerte eine Weile, es dauerte noch eine Weile. Die Spannung wuchs, wurde atembeklemmend. Man erwartete Schüsse, Schreie, Tumult. Man wußte ja vom Kino her, wie so

etwas zu geschehen hat. Aber nichts dergleichen geschah. Es erschien der Konstabler — es erschien der Inhaber. Beide wohlbehalten, und den Anwesenden schien, als ob die beiden ein wenig verlegen lächelten. Der Besitzer hielt es für richtig, folgende Erklärung abzugeben:

„Es ist ein Mißverständnis. Ich bitte um Verzeihung. Die Herrschaften können heimgenhen. Mein Lagerchef, sehen Sie, mein Lagerchef ist ein tüchtiger Mensch, ein sehr tüchtiger Mensch. Er ist eben damit beschäftigt, einen großen Warenposten, der heute eingetroffen ist, zu sortieren. Empfehle mich!“

Hierauf verschwand er im Auto, und der Wagen rollte davon. Die Polizisten grüßten und gingen die Straße hinunter.

Nur, die Zuschauer, die um eine Sensation gekommen, wollten sich nicht trösten. Sie hätten zu gern wenigstens diesen energischen Procuristen in Augenschein genommen. So warteten sie. Es dauerte nicht allzu lange. Das Licht kam näher. Die Laden tür wurde aufgeschlossen. Heraus trat ein jüngerer Mann. Er kam nicht allein. Hinter ihm tauchte ein niedliches junges Ding auf. Sie kam ein wenig zaghaft hervor, und die Versammelten sahen, daß sie ein modernes Sommerkleid trug und ganz zierliche Schuhe. Der Procurist faßte das Mädchen an der Hand, und so gingen sie davon.

„Um, ja,“ brummte eine Stimme.

Es ist Sommer, und die Nächte sind warm und hellblau.
Walter Gries.

Der Mann mit dem zweiten Ich.

Die Geschichte eines sonderbaren Krankheitsfalles.

Ueber einen sonderbaren Krankheitsfall von Doppeldasein berichtet Dr. Donath im „Journal für Psychiatrie und Neurologie“. Ein einunddreißigjähriger kräftiger Mann ein verunglückter Mediziner, der seine Studien aufgeben mußte, erkrankte an Lähmung des rechten Armes nach einer Verletzung durch den elektrischen Strom. Es handelt sich um eine Lähmung der Nerven, die den Arm versorgen. Später treten seelische Störungen hinzu, während der Arm nach etwa sechs Monaten wieder beweglich wird. Daneben leidet der Kranke an Wechseln überanfällen, an die sich Dämmerzustände anschließen die von ein bis zwei Stunden bis zu einundzwanzig Tagen andauern, in denen er seiner Beschäftigung nachgeht, Briefe schreibt, telefoniert, größere Reisen macht, in Hotels abstiegt usw.

In einem Hotel kommt der Kranke wieder zu sich, erwacht gewissermaßen aus dem Dämmerzustand und erkundigt sich unaufrichtig und vorsichtig, wo er sei, welches Datum man schreibe usw. In Dämmerzuständen hat er sich zweimal verlobt, ohne beim Erwachen etwas davon zu wissen. Die zweite halb unbewußte Verlobung führte sogar zur Eheschließung. Während der Zeit der Gedächtnisverluste erzählte er schöne Geschichten von einem Kinodrama, das er schreiben wollte. Die Umgebung erkannte nicht immer den Traumbestand, manchmal bemerkten Freunde den träumerischen Blick, die schöne geflossene Sprache, seine ungewöhnlichen philanthropischen Pläne, die Leichtfertigkeit im Geldausgeben und namentlich die Erscheinung, daß er beim Streichen über die Schulter und Arm zusammenzuckte, daß er bei Berührung seiner Hand diese in der Tasche verbarg. Eines Tages, als er Geld benötigte, schrieb er Rechnungen an die Kunden des ehemaligen Modistengeschäftes seiner Mutter, die schon vor zwanzig Jahren gezahlt hatten. Erst als die Reklamationen kamen, gewahrte er, was er angestellt hatte.

Im Jahre 1922 verkehrte der Kranke in Wien in einem Hause, dessen zwei Töchtern er zu Weihnachten zwei Rosen überbrachte. Als er nun — wie er glaubte — am nächsten Tage wieder erschien und wieder zwei Rosen in der Hand hielt, mußte er von der älteren Schwester schwere Vorwürfe hören. Nun ward ihm inne, daß etwas Besonderes geschehen sein muß, wovon er nichts wußte. Er erfuhr, daß er sich mit dem Mädchen verlobt, daß er sie geküßt habe. Der Gedächtnisverlust betrug in diesem Falle einundzwanzig Tage. Ohne sich zu verraten, ließ er die Verlobung stillschweigend gelten. Nach einem Monat wieder ein Dämmerzustand, in dem er mit seiner Braut einen Aufritt haben mochte. Nach drei Tagen war dieser Zustand wieder gewichen. Nichts ahnend, besuchte er das Mädchen, das ihn mit größtem Eifer empfing. Nun war er genötigt zu bekennen, daß er von der Sache nichts wisse. Dabei erfuhr er, daß der Bruder des Mädchens ihn besucht und den Verlobungsring zurückgegeben habe. Die Sache wurde ausgeglichen, aber nach zwei Monaten erfolgte die Entlobung, angeblich wegen Eifersuchtszenen der Braut.

Am 26. August 1925 nahm er in Begleitung seiner Frau, die er im Dämmerzustand geheiratet hatte, Abschied von seiner Mutter auf einem Bahnhof. Am 16. September kam er zu sich im Schlafzimmer zu Florenz, wo er längere Zeit wohnte. Neben dem Bett saß seine Frau, von der er erfuhr, was während einer einundzwanzigtägigen vollständigen Gedächtnislosigkeit geschehen war. Er glaubte in Padua zu sein, in einer Wohnung, die er früher besessen hatte. Er begann über dieses Ereignis heftig zu weinen, worauf die Frau ihn zu trösten suchte.

Im Dämmerzustand weiß der Kranke alles, was in den früheren Dämmerzuständen geschehen ist; wenn er aus dem Dämmerzustand erwacht, hat er gar kein Gedächtnis mehr für jene Vorgänge. In Dämmerzuständen werden sogar erhöhte geistige

Leistungen verzeichnet, die er im wachen Zustand nicht ausführen könnte. Die Ursache dieses Doppeldaseins ist gewiß „keine Frucht in die Krankheit“. Vielleicht liegt irgendwie eine Verhinderung der Blutzufuhr zu den Gehirnzentren vor, die unsere logische und normale Handlungsweise regulieren.

Aus aller Welt.

Thriller. Wenn drinnen der Revolver durchs Theater hallt, das Mädeln der Opfer schauerlich dem Auditorium in die Ohren stöhnt, der markerschütternde Todeschrei bis auf die abendstille Großstadistrasse gellt, erlebt das moderne englische Theaterstück einen seiner Thrillingmomente. Das Publikum gerät in gelindes Beben; man fühlt wieder „ordentlich etwas“, irgend etwas hinten am Nacken auf- und abkriechen, abwechselnd siebend heiß, eiskalt. Thriller, das sind die für den abgeneigtensten Großstadtmenschen aufregenden Kriminaldramen, sind die beliebtesten und begehrtesten Bühnenstücke der englischen Großstädte. Von ihnen wird in der neuesten Nummer (Nr. 34) des „Illustrierten Blattes“, Frankfurt a. M., erzählt. Das gleiche Heft bringt einen interessanten Artikel über den Schaden und die Ausbesserung des vor einigen Wochen im Spitzbergengebiet auf einen Eisberg geratenen deutschen Passagierdampfers „Monte Cervante“, einen über Waldbrände in Südafrika und einen über das Haus „Die goldene Waage“, das bei einer augenblicklich in Frankfurt a. M. stattfindenden Ausstellung einen Hauptanziehungspunkt bildet. Interessante Photos berichten über Verurteilungen, der Elektrizität im Haushalt weitere Gebiete zu erschließen. (Elektrisch geheiztes Bett, Höhenpumpe während des Schlafes.) Ein Artikel berichtet von den Erfolgen der Düsseldorfser Helfseherin, Frau Gerber-Wieghardt, die im Francezustand den Versuch machte, einen vor siebzehn Jahren erfolgten Mord aufzuklären. Unter den aktuellen Bildern verdienen besonders die von der Feier des Verfassungstages in Berlin und Frankfurt a. M. herbergehoben zu werden. Das Heft ist vom Anfang der Woche an für zwanzig Pfennig zu haben.

Die Polizei macht ihren Kunden den Hof. Die Münchener Polizei umwirbt geradezu ihre Kunden. Im Generalanzeiger der M. N. wird ein Unbekannter, der im März 1927 wegen einer Uebertretung polizeilich festgestellt werden sollte, sich dieser Feststellung aber unter Preisgabe seines Fahrradentzogs, aufgefördert, sich doch jetzt sein Fahrrad bei der Polizeidirektion gütigst abholen zu wollen, da eine Bestrafung nicht mehr in Frage kommen könne. Die Uebertretung sei längst verjährt.

Das neue Theater in Ludwigshafen. Der Neubau des Stadttheaters in Ludwigshafen, der den Namen „Pfalzhaus“ erhalten wird und außer dem Theater auch Konzertsäle enthält, geht seiner Vollendung entgegen. Die Eröffnungsvorstellung ist bereits für den 29. September anberaumt.

Blumenspiele. Das bekannteste Blumenspiel ist das Orakelspiel mit Ruspflumen, Grashalmen, Kirschkstelen u. dgl., ein Brauch, dem schon die alten Deutschen huldigten und von dem auch Walther von der Vogelweide in seinem lieblichen Lied: „Mich hat ein halm gemacht fro“ singt. „Wer Ruspflumen trägt ungerupft, der weiß nichts Besonderes an seiner Liebsten“, sagt ein alter Spruch. „Wer sie gerupft trägt bis auf zwei Blätter, der versteht dabei Gerechtigkeit, wenn aber ein Blättchen stecken bleibt, so bedeutet es, daß ihm Unglück geschehen sei.“ Als die beliebteste Prophetenblume für die Verliebten gilt das Maßliebchen, ein Stängel Ostara geweiht, und vielleicht deshalb so wichtig beim „Messen der Liebe“. Ein anderer Brauch bezieht sich auf die große Maßlieb oder Margarite, deren innere gelbe Blüten man in die Luft wirft, worauf man die Hand hinhält, um die herabfallenden aufzufangen. So viel Blüten nun auf die Hand zu liegen kommen, so viel Jahre wird man leben.

Fröhliche Ecke.

Zimmer derselbe. Vor etlichen Jahren passierte in der Garaison D. folgende kleine Geschichte: Der Gefreite Müller von der 3. Kompanie war nach kurzer Krankheit gestorben. Am Grabe, nach der Rede des Pfarrers, ergriff auch der Hauptmann das Wort, um dem Verstorbenen einen letzten Gruß zu weihen. Er sprach in sichtlicher Ergriffenheit: „Leute, wir stehen hier am Grabe unseres Gefreiten Müller. Er war der beste Mann meiner Kompanie! Und man fragte sich, warum hat Gott, der Herr, gerade diesen ausgezeichneten Mann aus dem Leben gerufen? Warum nicht zum Beispiel... Ich sehe da drüben den Musketier Bellutzel! Ja, warum hat Gott nicht den zu sich genommen? Feldwebel, schreiben Sie den Mann auf: drei Tage Mittelarrest, der Kerl hat sein Koppelschloß mal wieder nicht gepulkt! Leute — Ihr wißt es, so etwas wäre beim Gefreiten Müller niemals vorgekommen. Er war ein tadelloser Soldat in jeder Beziehung, und wir werden ihm zeitlebens ein ehrendes Andenken bewahren. Unsere Gefühle aber wollen wir zusammenfassen in den Ruf: Der Gefreite Müller — er ruhe... sanft! Und nochmals... sanft! Und zum dritten Male... sanft!“

Lebte Rettung. In einem Frontkino sieht man auf der Leinwand eine Dame ohnmächtig werden. Ein Arzt erscheint und bestimmt sich offenbar sehr ernsthaft, wie der Fall zu behandeln ist. In die Stille des Raumes pläzt da plötzlich der Ausruf: „Rast auf, jetzt wird er ihr gleich Aspirin verschreiben!“